

bewußtsein entwickeln, ich meine, es lohnt sich, solche Haltung mit in die Zukunft einzubringen, weil sie anderen, auch in Europa, eine Chance zum Leben eröffnet.

„Fünf Wünsche“

VON RUDOLF HINZ

Nach den eigenen Erwartungen und Hoffnungen im Blick auf die V. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Nairobi befragt, sieht man sich als Delegierter sehr schnell in der Rolle des Vermittlers von Erwartungen und Hoffnungen der für die Vorbereitung der Vollversammlung Verantwortlichen. An dieser Vermittlung von „oben“ nach „unten“ hat sich trotz der ernsthaften Versuche, bei der Vorbereitung die Mitgliedskirchen stärker einzubeziehen, nicht viel geändert. Daher bleibt einem Delegierten die Aufgabe, beides zugleich zu sein: Vertreter seiner Kirche und Vermittler der Ökumene; letzteres trägt bei einem Referat vor einem Pastorenkonvent, das ich am 9. April in der Propstei Stormarn gehalten habe und im folgenden verkürzt wiedergegeben ist, natürlich das Schwergewicht:

Als die nächste große Vollversammlung des Weltrates der Kirchen noch für Jakarta in Indonesien geplant wurde, las ich in einem der Vorbereitungstexte, daß man sich doch einmal klarmachen muß, was es bedeutet, wenn man sozusagen vor Maos Haustür behauptet: „Jesus Christus befreit und eint“. Für uns mag dieser Satz schon ein geläufiges, geistliches Wort geworden sein, ein Nichtchrist hört diese herausfordernde Verkündigung sicher deutlicher! Und wer sich die Wirklichkeit der Kirchen in unserer Welt ansieht, kann diesen Satz nur als Hoffnung verstehen, eine Hoffnung gegen den Augenschein, gegen die Wirklichkeit einer zerrissenen Christenheit. Eine zerrissene Christenheit in einer zerrissenen Welt, das ist denn auch für mich das eigentliche Hintergrundthema der gegenwärtigen ökumenischen Diskussion und der nächsten Vollversammlung. Nairobi wird nur dann die Wirklichkeit der Mitgliedskirchen repräsentieren und einen Schritt auf Befreiung und Einheit hin bewirken, wenn diese Zerrissenheit auch zur Sprache kommt, wenn die Konflikte offen ausgetragen werden, und nicht etwa nur dadurch, daß eine Mehrheit fortschrittlicher Delegierter diese Konflikte „behandelt“.

Daran kann sich — und hat sich bereits! — ein wichtiger Lernprozeß entzünden: „Caught in a web“ lautete der Titel einer ökumenischen Publikation:

„Gefangen in einem Netz“. Was die Welt trennt, trennt auch uns, Nationalisten, das Oben und Unten wirtschaftlicher, politischer und rassistischer Unterdrückung, die bildungsmäßigen, sozialen und kulturellen Kinderstuben, die Zugehörigkeit zu bestimmten Schichten, Klassen, Stämmen, Traditionen und Sprachen trennen eben auch Christen und Kirchen voneinander, und diese Trennungen sind viel stärker als alle theologischen Unterschiede, ja, mehr noch: Sie sind als Faktoren in den theologischen Unterschieden enthalten. Daher kann man eben von einer schwarzen und einer weißen Theologie, von einer Theologie der Befreiung und einer Theologie der Herrschenden sprechen, zu der nicht etwa nur Lutheraner, sondern auch Moltmann gezählt werden können. Es gehört zu den schmerzlichsten ökumenischen Erfahrungen, wie unsere theologische Sprache als Kommunikationsmittel unter Christen versagt, wo die Trennungsfaktoren der Welt zu stark werden. Aber dieser Lernprozeß ist auch befreiend! Er hilft uns verstehen, daß das, was wir unsere Theologie nennen, Ergebnis theologisch verantwortlichen Nachdenkens ist, im Kontext einer bestimmten zeitgeschichtlichen, sozialen und eben auch politischen Situation entstanden. Wenn wir heute als Lutheraner z.B. mit der Zwei-Reiche-Lehre arbeiten, dann ist das eine Übertragung von gewonnenem, erfahrenem Denken, der tastende Versuch, mit den aus vergangenen Konflikten gewonnenen Einsichten auch heute zu einem Urteil und zu einer Entscheidung zu kommen. Das kann nur tastend sein, das darf nicht selbstherrlich geschehen. Denn es gibt auch andere in verantwortlicher theologischer Arbeit gewonnene Einsichten, in einem anderen Kontext gemacht, unter anderen Voraussetzungen geformt. Wer das außer acht läßt, parallelisiert ohne geschichtlich zu denken, dann werden — je nach dem eigenen Standort — entweder die Vertreter einer Theologie der Befreiung oder die theologischen Anwälte der Apartheid in Südafrika zu Nachfolgern der Deutschen Christen (DC).

Damit bin ich bei meiner ersten Erwartung an die ökumenische Diskussion, die in Nairobi in einer besonderen Weise öffentlich sein wird: Daß nämlich bei allen Auseinandersetzungen das Zutrauen nicht verlorengelht, daß der Geist allen gegeben ist. Ja, mehr noch: Ich wünsche mir eine ökumenische Neugier, die nach dem Glauben und Denken der anderen fragt, gerade da, wo man sich am meisten irritiert und schockiert fühlt. Dabei wird man von selbst über die Frage nach dem, was uns trennt, hinauskommen zu der Frage, was uns verbindet. Und die Erkenntnis, daß diese Frage am besten dadurch zu klären ist, daß man gemeinsam etwas tut, wird durch den Tagungsort Nairobi gefördert werden. Noch nie hat bei der Vorbereitung der Delegierten der Kontext des Tagungsortes, des Landes und des Kontinents eine so große Rolle gespielt, wie bei dieser 5. Vollversammlung seit Bestehen des Weltrates der Kirchen. Gerade die Lage im südlichen Afrika wird dieser Vollversammlung eine besondere Aufgabe zuweisen.

Ernst Lange hat in seinem Buch „Die ökumenische Utopie — oder — Was bewegt die ökumenische Bewegung?“ von der ökumenischen Bewegung als einer Friedensbewegung gesprochen und davon, daß „der Frieden, der Schalom, der in Jesus Christus proklamiert und modelliert ist, die einzige raison d'être des Christusbauens und seiner Vergesellschaftung in der Kirche ist: Wurzel und Grund, Energie, Mandat und Sinn“ (S. 208). Wir sind es der Welt schuldig, daß sie diesen Schalom in der Kirche sehen und erfahren kann. Darum wünsche ich mir von Nairobi als zweites ein deutliches „Aufbruchsignal“, das uns ermutigt, diesen Weg zu gehen. Für mich hat dieser Weg mit der Wiederentdeckung einer Theologie der Armut zu tun, wie sie in dem materiellen Sinn eines Verzichtes zugunsten der Bedrängten und Notleidenden zum Ausdruck kommt und auch in dem Sinne, daß wir uns und den anderen eingestehen können, wie armselig unser christliches Leben geworden ist — und zwar unser aller, nicht etwa nur das unserer Gemeindeglieder! Es gehört zu den großen ökumenischen Mißverständnissen, daß die Christen und besonders die Theologen des weißen Nordens als die Starken, die Klugen und die Reichen angesehen werden. Daß wir bei aller verbliebenen Finanzkraft schon längst die Schwachen und Toren sind, mit unserem Latein in der Volkskirche ziemlich am Ende, in unserer nachchristlichen Gesellschaft kaum noch hörbar, das können wir merkwürdigerweise oder auch bezeichnenderweise den Christen im Süden kaum vermitteln.

Wir brauchen ein „Aufbruchsignal“, damit bei uns wieder Hoffnung und Phantasie geweckt werden. Ich kann unseren ganzen kirchlichen Betrieb angesichts der sich abzeichnenden katastrophalen Entwicklung in der Welt nur als ein Zeichen der Lähmung, der Resignation und der Hoffnungslosigkeit sehen.

Ich erhoffe mir besonders von der Begegnung mit den pfingstlich geprägten „independent churches“ Afrikas (in Kenia gehören ihnen etwa die Hälfte aller Christen an), daß auf unsere Kirchen ein starker Impuls wirkt. Ich meine nicht den Import von Spiritualität, der uns seit einigen Jahren empfohlen wird, sondern die Kraft dieser Kirchen, Kirche im Volk zu sein, Kirchen, die das Leben der Menschen teilen, ihre Sprache sprechen, sie als ganze Menschen umgreifen, Verstand, Gefühl, Singen, Beten, Tanzen, Lachen, Trauern und Feiern. Da läßt sich sicher nur sehr wenig direkt auf unsere Verhältnisse übertragen, aber es würde uns schon sehr helfen, wenn wir einmal unsere Gottesdienste und sonstigen Aktivitäten mit den Augen eines afrikanischen Pfingstlers sehen könnten. Er wäre wirklich verblüfft — vor allem über unsere bewegte Klage, daß unsere Gottesdienste immer leerer werden und unser kirchliches Leben versiegt. Die afrikanischen „independent churches“ sind Kirchen der Hoffnung inmitten des Elends; wir werden von ihnen lernen können, je mehr wir die Nachbarschaft

des Elends wahrnehmen und uns klar wird, wozu wir da sind, nämlich Zeichen des Schalom zu sein.

Meine dritte Hoffnung liegt nur scheinbar auf einem anderen Gebiet: Ich hoffe, daß durch „Nairobi“ die Kirchen der sog. Dritten Welt verstärkt Kräfte einer Entwicklung in ihren eigenen Ländern werden, die den Kampf gegen Not und Elend, aber auch gegen Korruption, elitäres Denken und Ausbeutung durch die eigene Oberschicht nicht aufgibt. Es gibt in letzter Zeit verstärkt Anzeichen dafür, daß es gerade Christen sind, die in diesem Kampf offen Stellung beziehen. In diesem Zusammenhang möchte ich wenigstens einmal das Programm zur Bekämpfung des Rassismus nennen (es steht sonst zu sehr im Vordergrund); besonders für die afrikanischen Kirchen hat es einen erheblichen Zugewinn an Glaubwürdigkeit bedeutet — nach einer langen Zeit, in der sie mehr oder weniger als verlängerter Arm der Weißen angesehen wurden!

Für die Entwicklungspolitik der nächsten Jahre wird alles darauf ankommen, daß sich in den Ländern der Dritten Welt mehr Menschen finden, die, ohne auf eigenen Vorteil bedacht zu sein, das Wohl und die Entwicklung der Mehrheit der Bevölkerung, der Armen, im Blick haben. Es sind die Christen, auf die man solche Hoffnungen doch wohl am ehesten setzen kann; ohne sie müssen all unsere Anstrengungen wirkungslos bleiben.

Das Vierte, was ich an Erwartungen aussprechen möchte, kommt in dem Vorbereitungsmaterial nur am Rande vor, ich halte es aber für die besondere Aufgabe und Chance gerade der deutschen Delegierten: Ich meine den Dialog mit Christen, die in einer sozialistischen Gesellschaft leben. In Nairobi wird auch eine starke Delegation der DDR-Kirchen sein. Ich fürchte, daß nur wenige sie und andere Delegierte aus sozialistischen Ländern danach fragen werden, welche Erfahrungen denn dort gemacht werden. Wahrscheinlich ist der Geist der Patenschaftsbegegnungen nicht sehr förderlich gewesen für die Fragestellung, was wir denn von den Christen in der DDR zu lernen haben. Vielleicht hilft zu solch einem Dialog, auch wenn er nur persönlich organisierbar ist, der für beide Seiten fremde Tagungsort. Ich halte diese Begegnung für außerordentlich wichtig, nicht zuletzt deshalb, weil der Sozialismus für die Entwicklungsländer schon längst nicht mehr ein Schreckgespenst ist, jedenfalls nicht für die Beherrschten, sondern in der jeweilig besonderen Prägung (wie etwa in Tanzania) als Alternative zu Regierungsformen erscheint, die in ihrer durchaus westlichen Orientierung eine umfassende Entwicklung nicht zu leisten vermochten.

Der letzte Punkt, den ich unter meinen Erwartungen und Hoffnungen nennen möchte, ist wohl der schwierigste, wenn auch für mich der entscheidende: Ich wünsche mir, daß in Nairobi um Theologie gerungen wird. Damit meine ich

keine Sonderveranstaltungen für Theologen oder theologisch versierte Laien; ich finde den ökumenischen Tagungsstil, wie er seit Bangkok entwickelt worden ist und dessen Stärke es ist, daß sich jeder zu reden traut, gut. Ich meine damit zunächst, daß man sich um eine missionarische Sprache bemüht, und das ist für mich die Sprache, die auch einen nichtreligiösen oder nichtchristlichen Menschen treffen kann. Mir ist die Binnensprache der Ökumene oft zu volltönend. Man müßte einmal herausfinden, wie z. B. Menschen auf das Thema „Jesus Christus befreit und eint“ reagieren, mit denen wir es in unserer volkskirchlichen Arbeit zu tun haben. Ich vermute, daß dieser Satz für die meisten nichts weiter als eine religiöse Formel ist, die an eine komplette Überweltvorstellung gekoppelt erscheint, die man längst abgelegt hat. Die Interpretation, der Bezug auf unsere Welt und Wirklichkeit, der ja intendiert ist, ist doch noch immer keine selbstverständliche Möglichkeit unserer Gemeinden. Das Jenseits im Diesseits, der Glaube, der sich darauf verläßt, daß Liebe, Vergebung und Hoffnung nicht von menschlichen Regungen abhängig ist, sondern eine Wirklichkeit ist, die sich durchsetzt, selbst ohne oder gar gegen unsere Regungen, auch gegen den Augenschein einer Welt, deren Zukunft nur dunkel erscheint, dieser Glaube darf nicht länger an ein Weltbild gekoppelt sein, das für viele Sperre und Hindernis ist. Ich wünsche mir daher eine theologische Debatte, in der nicht angstvoll beschworen wird, sondern in der man gelöst staunt, sich fragend offen hält und beglückt danken kann, eine Sprache, die sich nicht übernimmt und überfrachtet und so nicht abschreckend wirkt auf den, der noch nicht damit zu Ende ist, daß er einmal mit Christentum und Kirche eine gute Erfahrung gemacht hat und damit eine vage Hoffnung auf ein Mehr verbindet (so etwa würde ich unsere latente Volkskirche beschreiben).

Ich weiß es aus Gesprächen mit jungen überseeischen Theologen, daß auch sie in ihren Kirchen eine Zeit kommen sehen, in der sie ihrer Gesellschaft als einer säkularisierten das Evangelium zu verkündigen haben. Es ist theologischer Paternalismus, wenn wir schamvoll zurückhalten, welchen schmerzhaften und noch längst nicht abgeschlossenen Lernprozeß unsere Theologie seit der Aufklärung durchlaufen hat.

Es gibt seit dem großen Kongreß der Evangelikalen in Lausanne 1974 ein großes Heimweh nach der heilen Sprach- und Denkwelt der guten alten Zeit. Von Visser 't Hooft habe ich den Satz, daß die Sprache und das Denken der Evangelikalen nur von ehemaligen Sonntagsschülern verstanden wird; unsere missionarische Aufgabe bleibt es, das Evangelium dem nachreligiösen Zeitgenossen zu sagen; die vielerlei neureligiösen Bewegungen sind nicht unser Anknüpfungspunkt.

Mit der Frage der Sprache ist natürlich die Frage nach der Sache verbunden. Daher meine ich, wenn ich für ein Ringen um Theologie plädiere, daß immer danach zu fragen ist, in welcher Verbindung von Kreuz, Auferstehung und der Hoffnung auf das Reich Gottes die Rede ist, jenen theologischen Hauptbegriffen, wenn es um theologische Begründungen für ökumenisches Handeln geht. Wo wird theologisch verantwortet — und wo dienen diese Begriffe nur der Mobilisierung von Einverständnis. Das frage ich nach „links“ und „rechts“; für mich verbindet sich damit die Frage: Wo wird bei dem notwendigen ökumenischen Handeln auch vom Scheitern, von Schuldübernahme und von Angewiesenheit auf Vergebung gesprochen, wo wird mit der Möglichkeit gegen all unsere Möglichkeiten gerechnet, und was wird als Sünde verworfen? Ich freue mich darum auf die Delegierten, die mit solchen „theologischen Bauchschmerzen“ nach Nairobi fahren, und die im Vertrauen auf den, der uns nicht losläßt, nach ihrem Auftrag und der angemessenen Sprache für sich selbst und besonders für die fragen, für die sie Brüder und Schwestern sein wollen. Ich wünsche uns allen die Neugier aufeinander und die Möglichkeit einer Änderung von Einstellungen durch neue Erfahrungen.